Keine Erleuchtung auf dem Weg zum Erwachsenwerden: Sabin Tambrea als Peter Pan, in Berlin in Szene gesetzt von Bob Wilson Foto Barbara Braun/Drama

Ihr alten Kinderlein, kommet: „Peter Pan“ im Berliner Ensemble

Vielleicht ist es die Geschichte von Peter Pan, die Robert Wilson schon immer inszenieren wollte und die er in allen Stücken, die er stattdessen inszenierte, suchte. Aber wie das manchmal passieren kann, wenn sich ein langgehegter Wunsch endlich erfüllt – das Resultat ist häufig etwas flau und schal und keineswegs so beglückend wie in der Phantasie.

Am Berliner Ensemble, wo Wilson bereits mehrfach gearbeitet hat und man ihm sämtliche Möglichkeiten bietet, die er für seine magischen Traumwelten benötigt, brachte er nun „Peter Pan“ in der 1904 uraufgeführten Theaterversion von James Matthew Barrie auf die Bühne. Er hat sie gewohnt karg ausgestattet – mit ein paar mobilen Elementen vom fellbespannten Bett für drei Kinder bis zu spitzen Felsen für drei elegant funkelnde Nixen. In der tapezierten Rückwand öffnet sich je nach Bedarf ein unterschiedlich breites Fenster, durch das Peter Pan am Anfang hereinhüpft und die Kinder überredet, ihm in seine Heimat Nimmerland respektive Neverland zu folgen. Dort gibt es Piraten, Indianer, wilde Tiere und für den Jungen, der nie groß werden und nie seine Milchzähne verlieren will, reichlich Möglichkeiten, sich so kurzweilig wie gedankenlos die Zeit zu vertreiben.

In groben Zügen geht es bei Wilson durch das turbulent-kuriose Stück: hier eine muntere Prügelei, dort ein pittoresker Schabernack, hier ein bissiges Krokodil, dort die eifersüchtige Fee Tinkerbell, die Christopher Nell tuntig kapriziös mit ihrem Zauberstab Funken schlagen lässt. Die Musik des amerikanischen Popduos CocoRosie, die sich gefällig-animiert zwischen Kurt Weill, Karneval der Kulturen und Zirkusklängen bewegt, begleitet den Bilderbogen voller von Jacques Reynaud toll kostümierter Figuren.

Es wird gut gesungen und getanzt und – wenn auch ziemlich illustrativ – Theater gespielt, ohne die synthetische Kindlichkeit, die der texanische Regisseur diesmal zelebriert, überwinden zu können. Man sieht den technischen Aufwand, hört die akustischen Raffinessen, seien sie von der Tonspur oder von der Live-Band, bewundert die kollektiven Anstrengungen – allein es fehlt der Glaube an diese Aufführung, die sich nicht bloß mit Oberflächenglanz begnügt, sondern ihn überdies eher routiniert als leidenschaftlich aufbereitet.

Selbst Peter Pan bleibt in Wilsons kunstgewerblicher, betulich ausgewalzter Serienproduktion recht blass und gewinnt durch Sabin Tambrea, der ihn zumindest mit einigen psychologischen Spezifika zu charakterisieren versucht, kaum an Farbigkeit. Rhythmisch beschwingt wird am Schluss der Tod als das größte mögliche Abenteuer besungen. Daran erinnerten sich, wie der Kulturwissenschaftlicher Thomas Macho einmal erklärte, viele junge Männer, als sie wenige Jahre später aufgeräumt in den Ersten Weltkrieg zogen. Doch um derlei Überlegungen kümmert sich diese Inszenierung nicht im Geringsten, sie will nur ihren Spaß. Nicht unseren. IRENE BAZINGER

Sie dürfen lachen, verstehen Sie? Lachen!

Wer hat sein Saxophon geklaut? Gilad Atzmon weiß sich in Frankfurt mit Humor und Jazzcollagen zu helfen

Soeben ist Gilad Atzmon mit seinem Altsaxophon aus Buenos Aires zurückgekehrt. In seine Londoner Wohnung wurde zwischenzeitlich eingebrochen. Gestohlen: die Klarinette, das Sopransaxophon und das Akkordeon. Er kauft alles an einem Tag neu, um am nächsten in Frankfurt zu sein mit seinem Quartett The Orient House Ensemble. Das ist also der Grund, weshalb die Instrumente so glitzern.

Mit einem solchen bitteren Anekdötchen beginnt also die kleine kontinentaleuropäische Tournee des israelisch geborenen Musikers, mit Stationen auch in Freiburg, Heidelberg, Berlin. Es hat ihm die Laune nicht restlos verdorben, wenn er in den schwarzverhängten Saal der früheren Frankfurter Brotfabrik hinein das Publikum mit Rätseln und Fragen traktiert. „Warum lachen die denn nicht?“, fragt er rhetorisch seine Mitmusikanten. „Weil es Deutsche sind! Sie dürfen lachen, verstehen Sie? Lachen – ha, ha, ha!“

Das ist Gilad Atzmon mit fast fünfzig Jahren, ein beleibter, vergeistigter Mann, der gelegentlich schmerzhaft, so scheint es, zur Saaldecke aufschaut. An seinem Auftritt ist wunderlich, wie sein notorisch schriller Bühnenhumor, dem Sacha Baron Cohens durchaus ähnlich, mit der ersten Note jeweils weggewischt wird. Das Programm „Songs of the Metropolis“ gehört nicht zum Genre humoristischer Musik. Es sind Lieder über große Städte der Welt, weit ausgreifende Kompositionen, getragen von einem gläsern perlenden Klavier (Frank Harrison), einem tief ins Gedärm greifenden akustischen Bass (Yaron Stavi) und einem mit äußerster Disziplin gehandhabten Schlagzeug auf so ziemlich allen Registern zwischen Feuerwehrkapelle und Funkrock. Diesen großen Sound braucht Atzmon, um als Multiinstrumentalist zu brillieren. Es ist geradezu rührend, wie er das Akkordeon wuchtet für einen beiläufigen, leisen Tusch, nur wenige Takte eingeflochten in die Elegie seines Saxophons – als wenn man durch die offene Tür seines Hauses einen scheuen Hund vorbeistreichen sähe.

„Paris“ winkt müde rüber aus dem letzten Jahrzehnt Django Reinhardts, schon lieblich umrankt von der „Musette“. „Tel Aviv“ ist ein dröhnender Großstadt-Soundtrack, dessen bizarre Rhythmusverschiebungen andeuten, es handele sich um eine 24-Stunden-Miniatur. „Buenos Aires“ wird, erstaunlicherweise, nicht auf dem Akkordeon gespielt, sondern ist eine Art Weillscher Marsch; als Kompliment ist das nicht gemeint.

Das neue Instrument glitzert: Gilad Atzmon mit Saxophon. Foto worldtours & management

Sehr komisch, wenn der ganz junge Schlagzeuger Eddie Hick für seinen Bandleader rein vokal, ganz dicht am Mikrofon, demonstriert, wie England heute klingt, nämlich nach dem wummernden Beat des Hiphop. Ansonsten fand Atzmon in seinem englischen Exil, so behauptet er, keine metropolitanen Melodien mehr, weshalb er auf einen weltberühmten Song über Scarborough zurückgriff, den er aber nicht in der Tradition des Free Jazz „heil“ vorträgt und dann zerspielt, sondern in hintersinnigen Umspielungen beginnt, die er mit dem Sopransaxophon ins offene Fortepiano hineinruft. Schockierend, wie ernüchtert es dann klingt, wenn er für die letzten Takte des Refrains zum Standardmikrofon zurückschwenkt („She once was a true love of mine“).

Das könnte globaler Schmus werden, wird es aber nicht. Gilad Atzmons Ensemble gehört nicht zum Trend. Der Trend ist, im Jazz diverse Folklore unterzurühren, eine Salsa der eingebildeten Verbrüderung, bis man den Jazz nicht mehr erkennt, sehr beliebt im sogenannten Kulturradio. Dabei ist ja eigentlich der Jazz, und nicht die Folklore, die globale Form.

Die „Metropolen“ dieses merkwürdigen Klangprojekts sind auch nicht wirkliche Städte, sondern Flickenteppiche aus traditioneller und neuer Musik, Film und Theater, Krach und Partitur, Traum und Erinnerung. Übrigens wird alles vom Blatt gespielt, die Gruppenenergie geht in die punktgenauen Verbindungen und Brüche. Atzmons makellose, atemberaubende Läufe, schnell wie langsam, sind durchgeprobt bis in aberwitzige Details. Er kann in einer einzigen Phrasierung von einem volltönenden Dexter-Gordon-Klang zu einem schmaleren, solideren Stan Getz mutieren, und andersherum. Dieser Mann ist auf seinen drei Rohrblattinstrumenten ein Virtuose. Er setzt die Zitate wie Spiegelscherben in eine gewaltige Leinwand, deren Bildwelt zwischen Konkretion und Abstraktion sich der Geist eines aufmerksamen Hörers tatkräftig ausmalt. „Manhattan“: Bernstein winkt bei Regen ein Taxi heran, dessen Achse scheppert; Mingus öffnet ihm vom Hintersitz aus die Tür, er solle nur zusteigen – von dieser Art sind die musikalischen Bilder dieser Gruppe.

Dass Gilad Atzmon nicht zu den großen Namen der Szene gehört, ist wunderlich. Es mag an seinen provokanten Thesen liegen, mit denen er sein Herkunftsland als „jüdischen“ Staat in Frage stellt. Er schreibt nämlich auch: „The Wandering Who?“ heißt sein neues Buch. Falls es unter Exilanten den Typ Onkel Tom gibt, ist dieser jedenfalls keiner. Für seine Musik ist das gut, weil sie auf einem klaren Begriff von Differenz fußt. Atzmon denkt immer an das, was sich beißt, was unbegreiflich gleichzeitig ist und was man nicht verstehen kann. Einfach ist das nicht; aber trotz seines satirischen Charakters ist er auch ein Pädagoge, der den Schlüssel mitliefert zu dem Schloss, in dem er sitzt und lauscht. Auch wenn es in Wirklichkeit nur eine ärmliche Kammer ist, in die gelegentlich die Diebe steigen, die mehr von ihm nehmen, als er uns zu schenken vermag. Das ist die Metropole. ULF ERDMANN ZIEGLER

Aus dem Maschinenraum

Software gibt den Tötungsbefehl

Von Constanze Kurz

Wenn immer mehr Daten bei militärischen Entscheidungen berücksichtigt werden müssen, droht die Technik den Menschen zu entmündigen. Der Wunsch nach Beschaffung von Drohnen für die Bundeswehr bereitet deshalb ein gefährliches Terrain.

Er war gerade ein Jahr im Amt, als Verteidigungsminister Thomas de Maizière im letzten Jahr eine breite gesellschaftliche Debatte über den Einsatz von bewaffneten Drohnen anmahnte. Ohne die unbemannten Kampfflugzeuge werde die Bundeswehr bei ihren Auslandseinsätzen nicht mehr agieren können. Wenn man nicht ins Hintertreffen geraten wolle, müsse schnell gehandelt, also beschafft werden. Das Töten per Joystick sei in Zukunft gar unvermeidlich und alternativlos. Zudem solle die Entwicklung von eigenen Drohnen im europäischen Raum vorangetrieben werden, vorzugsweise bei dem Unternehmen, das in Sachen Rüstung Mädchen für alles ist: EADS.

Nun, da der Wahlkampf entbrannt ist, würde das Verteidigungsministerium die angekündigte öffentliche Diskussion um die von de Maizière diagnostizierte „Fähigkeitslücke“ der Bundeswehr gern beenden, bevor sie richtig begonnen hat. Aber den Gefallen wird ihm die interessierte Öffentlichkeit nicht tun. Im Hintergrund wird allerdings weiterhin mit den wichtigsten Anbietern raketenbestückter Kampfdrohnen verhandelt, eine Entscheidung aber auf die Zeit nach dem Wahlkampf verschoben – zumindest die Mitteilung über die getroffenen Absprachen.

In vielen Foren der Politikgestaltung tobt derweil die Debatte über Sinn und Unsinn, Moral und Ethik, Grenzen und Kontrollmöglichkeiten, technische Perspektiven und zukünftige Entwicklungen beim Einsatz ferngesteuerter und automatisierter Kriegsgeräte. Konferenzen, Tagungen, Symposien, Thinktank-Veranstaltungen aller Art: es wird diskutiert im politischen Deutschland, und das Ergebnis ist keineswegs ausgemacht.

Durch den Zeitverzug gegenüber dem in den Vereinigten Staaten schon längere Zeit öffentlich hinterfragten Gebaren von Militärs, Geheimdiensten und neuerdings auch Polizei bei der Verwendung der Hightech-Flugroboter kann sich Deutschland zumindest theoretisch den Luxus erlauben, nicht einfach in ein weltweites Drohnenwettrüsten zu schlittern, sondern tatsächlich eine politische Abwägungsentscheidung fällen zu können.

Die Vertreter der Bundeswehr argumentieren gern mit dem größten Desaster deutscher Auslandsabenteuer der Nachkriegszeit: dem katastrophalen, durch einen deutschen Oberst angeordneten Tanklaster-Bombardement bei Kundus. Hätte man damals schon bewaffnete Drohnen gehabt, so die Militärlogik, hätte man sie über den Tanklastern kreisen lassen können, um die Situation besser beobachten und einschätzen zu können.

Das ist kein ungeschickter Propagandaschachzug, denn er vermischt die technischen Überwachungsmöglichkeiten der Drohnen durch hochauflösende Aufnahmen mit der Frage der Bewaffnung der halbautonomen Maschinen. Allerdings korrespondiert die Logik nicht mit den tatsächlichen Ereignissen und vorhandenen Möglichkeiten, die in der Öffentlichkeit im Detail bekannt sind. Denn der Oberst hatte sich über einschlägige Vorschriften hinweggesetzt. Und auch ohne Drohnen hätte es andere, weniger verheerende Handlungsmöglichkeiten gegeben, wenn sie denn gewollt gewesen wären.

Woher kommt der neue Drohnenfetisch des Verteidigungsministers und seiner Untergebenen? Im Kern geht es um den Wunsch nach einer Erweiterung der technischen Möglichkeiten des Militärs, um auch in Konflikten mitwirken zu können, bei denen eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit besteht, dass deutsche Soldaten ums Leben kommen oder für die sich aus anderen Gründen der politische Wille zur bewaffneten Intervention nicht mobilisieren lässt.

Die unerklärten Kriege mit geheimen Drohnenbasen und Special Forces der Amerikaner in Afrika und anderswo erregen wohl den Neid der Strategen, schließlich geht es auch um die Demonstration von Einsatzwillen und -fähigkeit gegenüber den Nato-Verbündeten. Der entstehende globale Wettbewerb löst den Reflex aus, mithalten zu müssen – trotz einer nach wie vor wenig kriegerischen deutschen Öffentlichkeit und auf der Hand liegenden rechtlichen und ethischen Dilemmata. Interessanterweise ist selbst bei etlichen eher interventionistisch geneigten Grünen und Sozialdemokraten die Versuchung groß, die politischen Unwägbarkeiten eines Militäreinsatzes durch technologische Delegation des Tötens reduzieren zu wollen.

Die rechtlichen und ethischen Fragen der militärischen Durchsetzung politischer Interessen mit Hilfe fliegender Computerwaffen sind jedoch nur die eine Seite der Medaille. Der Einstieg in die bewaffnete Drohnenrüstung ist gleichzeitig das Bekenntnis zur Roboterisierung des Krieges. Die heutigen technischen Gegebenheiten, insbesondere die mangelnde verfügbare Bandbreite der Satellitenübertragungskanäle, führen quasi automatisch zur Notwendigkeit, immer mehr Entscheidungen an die Software der unbemannten Kriegsmaschinen zu delegieren.

An einigen deutschen Universitäten und in den militärnahen Teilen der Fraunhofer-Gesellschaft wird hieran schon lange geforscht: Automatische Zielerkennung und -verfolgung, Bewegungsmusteranalyse und Algorithmen zur Abstimmung von Vernichtungsprioritäten warten auf ihre Erprobung im Feld. Ein gern in der Öffentlichkeit übersehenes Detail bei den Beschaffungsverhandlungen mit den Herstellern: Die Bundeswehr legt großen Wert darauf, die Drohnen nach dem Erwerb modifizieren und weiterentwickeln zu können, um dann die Ergebnisse der deutschen Kriegswaffeninformatik integrieren zu können.

Das Mantra der Drohnenfreunde ist und bleibt aber: Die Tötungsentscheidung fällt am Ende ein Mensch. Dass dieser Mensch die Informationen für diese schwerwiegende Entscheidung in Wirklichkeit zunehmend algorithmisch vorgefiltert bekommt und kaum noch eine Chance hat, das Geschehen in seiner Gesamtheit ohne den Tunnelblick der Kameras und anderer Sensorikdaten wirklich zu erfassen, wird geflissentlich verschwiegen. Zwangsläufig werden die Entscheidungen aufgrund der zu langsamen Rechenkapazität menschlicher Hirne mittelbar, in Zukunft wohl gar unmittelbar von Software gefällt.

Die Frage nach bewaffneten Drohnen ist somit auch die Frage danach, ob wir den Einstieg in eine Welt voller quasiautonomer Kampfroboter mitgehen wollen. Es bleibt zu hoffen, dass sich weiterhin eine breite Mehrheit der Deutschen nicht nur einmal im Jahr bei den Ostermärschen daran erinnert, dass unser Grundgesetz ausschließlich eine Verteidigungsarmee zulässt.

Erfolgsautors Lesetherapie

Bibliotheksschenkung einer Hofmannsthal-Freundin

In Phasen tiefer Depression, die Ottonie Gräfin Degenfeld-Schonburg nach der Geburt eines Kindes und dem Tod ihres Mannes 1908 durchlebte, suchte Hugo von Hofmannsthal sie mit Leseempfehlungen aufzumuntern. In Briefen an die junge Frau entwickelte er eine Bibliotherapie mit konkreten Literaturempfehlungen. Im Laufe der Jahre schickte der Dichter ihr auch Bücher. Einige versah er mit Widmungen, strich Stellen an, fügte Bemerkungen bei und zeichnete eigenhändig Exlibris hinein. Doch beließ er es nicht bei Büchern und Leseplänen, sondern riet der Gräfin auch, wie sie lesen möge. Er sei glücklich, schrieb er einmal, wenn es ihr gelänge, täglich Zeit zum Lesen zu gewinnen, dafür aber keineswegs die Zeit vor dem Einschlafen zu wählen, „ich bitte Sie um alles, nicht die“.

Gespräche im Neubeurer Freundeskreis, zu dessen engstem Zirkel neben Gräfin Ottonie und Hofmannsthal auch Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt gehörten, führten die in den Briefen angestoßenen literarischen Themen fort. Auf Gut Hinterhör, dem Neubeuern am Inn benachbarten Besitztum der Gräfin Degenfeld, sammelte sich bis zum frühen Tod Hofmannsthals im Jahr 1929 manches illustre Werk, darunter Bände der Gesamtausgaben von Dostojewski, Goethe, Hebbel und Hölderlin. In der Originalsprache sollte Ottonie Balzac, Stendhal, Shakespeare und andere lesen. Hofmannsthals Kommentare zur kleinen Bibliothek der Weltliteratur, die in Hinterhör entstand, sind im gedruckten, auch in englischer Übersetzung erschienenen Briefwechsel mit der Gräfin nachzulesen. Nur wenige Bücher sind zu Lebzeiten von Ottonie, die 1970 starb, verloren gegangen. Jetzt ist die noch etwa hundert Titel umfassende Sammlung der Schulstiftung Schloss Neubeuern geschenkt worden. KLAUS GOEBEL